Am Kaiserhaus

Von Johann Vossen

An der Einmündung der heutigen Landesstraße L.204 aus Richtung Schmidtheim in die Bundesstraße B.51 in Richtung Dahlem, stand noch nach dem Krieg das alte Forsthaus „Kaiserhaus.“ Die heutige Bundesstraße wurde damals allgemein nur „Schmidtheimer Straße“ genannt, der Flurbereich in der Umgebung des Forsthauses hieß im Volksmund „Am Kaiserhaus,“ bei uns in Nonnenbach sagte man auch „beim Muscheid,“ dies in Anlehnung an die frühere Hausbewohnerfamilie. Östlich vom Kaiserhaus liegt der Waldbereich „Eichholz,“ der sich bis Waldorf, Ripsdorf und Nonnenbach erstreckt und daher in der Gemeinde Blankenheim generell als „Ripsdorfer Eichholz“ geführt wird.

So sah es nach dem Krieg am Kaiserhaus aus, Blick aus Richtung Blankenheim. Im Hintergrund hinter den Bäumen das alte Forsthaus, links im Wald lag das Munitionsdepot, rechts neben der Straße stand der zerstörte Omnibus. Foto: Dechant Hermann Lux

Vom Forsthaus aus in nordöstlicher Richtung, reichte der hochstämmige Buchenwald bis dicht an die Straße heran, und hier hatte die Wehrmacht ein umfangreiches Munitionsdepot eingerichtet. Das Kaiserhaus war ein „Brennpunkt“ im Kriegsgeschehen meiner „kleinen Heimat,“ immer wieder wurde das Munitionslager von feindlichen Flugzeugen attackiert, wir haben von daheim aus manchen Luftangriff beobachten können: Die „Mustangs“ und „Lightnings“ kreisten wie Hornissen über dem Eichholz und kamen dabei manchmal bis zu uns nach Nonnenbach herüber, ließen unser Dorf aber ungeschoren.

23. Januar 1945

Einen solchen Luftangriff auf das Kaiserhaus-Depot beobachtete ich am Mittag des 23. Januar 1945. Es war ausgerechnet mein Geburtstag, ich wurde 10 Jahre alt. Das Datum des Angriffs hatte ich mir naturgemäß nicht gemerkt, ich habe es erst viel später durch Axel Paul erfahren. Ich hatte den erwähnten Luftkampf also beobachtet und gut 50 Jahre später, im Jahr 1996, in meinem Buch „So war´s bei uns“ über den Absturz einer Lightning bei uns geschrieben. Daraufhin meldete sich Axel Paul von der Arbeitsgemeinschaft „Luftkriegsgeschichte Rhein/Mosel“ und gemeinsam lokalisierten wir am 01. März 1997 die Absturzstelle im Wald

Axel Paul (links) und Wolfgang Meyer bei der Spurensuche. Ein Trümmerstück ist gefunden, die Absturzstelle ist lokalisiert. Foto: Manfred Hilgers

oberhalb von Nonnenbach. Mit dabei war Axels Freund und Kumpel Wolfgang Meyer sowie Bildreporter Manfred Hilgers von der Kölnischen Rundschau.

Der Luftangriff vom 23. Januar war zweifellos einer der schwersten und umfangreichsten am Kaiserhaus. Eine Menge Flugzeuge kreisten über dem Eichholz und stürzten sich immer wieder auf das für uns nicht sichtbare Depot herab, von wo bald auch schwarzer Rauch aufstieg. Urplötzlich erschienen ein paar deutsche Jagdflugzeuge, die Focke-Wulf und Messerschmitt verursachten rasch einen enormen Wirbel unter den Feindflugzeugen. Über dem Eichholz tobten gewaltige Luftkämpfe, etwas Derartiges hatte ich noch nie gesehen. Fasziniert beobachtete ich die Schießerei am Himmel und war mir der Gefahr gar nicht bewusst, dass mich selber unter Umständen auch ein Geschoß hätte treffen können: Mit Sicherheit achtete keiner der Piloten auf den Zehnjährigen, der da unten zufällig in der Schussrichtung seines Bord-MG stand. Die deutsche Flak feuerte wie besessen in den Fliegertumult hinein, allenthalben entstanden die schwarzen Explosionswolken der Granaten. Auch hier bestand eine gewisse Gefahr wegen der zur Erde fallenden Granatsplitter. Als später der Schnee weggetaut war, fand man hier und da einen der zentimetergroßen scharfkantigen Stahlfetzen.

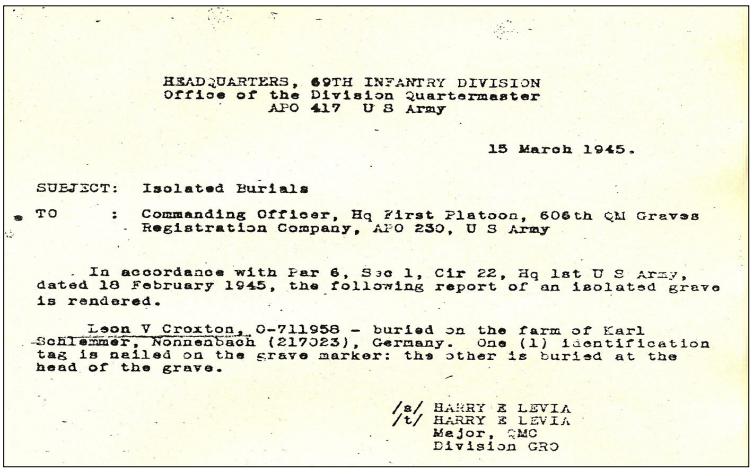
Die Lockheed P 38 Lightning. Der „Doppelrumpf“ war bei uns gefürchtet und gehasst. Mit einem solchen Flugzeug stürzte Leon V. Croxton ab. Foto: Archiv Axel Paul

Unvermittelt raste vom Waldbereich „Bierther Hardt“ her aus Richtung Blankenheimerdorf im Tiefflug ein „Doppelrumpf“ heran und stürzte in flachem Winkel oberhalb von Nonnenbach in den Wald. Die Maschine zog eine leichte Rauchfahne hinter sich her. Luftlinie etwa 300 Meter von unserem Haus entfernt, fiel aus etwa 50 Metern Höhe ein dunkler „Gegenstand“ aus dem Flugzeug und verschwand im kniehohen Schnee in der Nähe des „Waldorfer Weges.“ Die Absturzstelle der Lightning lag an dem uns in Schlemmershof zugewandten Waldrand unweit der letzten Häuser von Nonnenbach, stundenlang stieg dort Rauch auf, einen Waldbrand gab es unterdessen nicht. Das Ganze war so blitzschnell und mit donnerndem Getöse vor sich gegangen, dass ich gar nicht begriff, welch schreckliches Unglück da geschehen war.

„Doppelrumpf“ nannten wir wegen seiner ungewohnten Bauart das amerikanische Jagdflugzeug „Lightning,“ das bei uns allerdings zum „Leitling“ wurde, weil wir kein Wort Englisch verstanden. Ein solches amerikanisches Jagdflugzeug hatte uns Kinder einmal beim Waldbeerensammeln im Eichholz beschossen, glücklicherweise aber nicht getroffen. Der Pilot hatte vermutlich eine Bewegung unter den Bäumen bemerkt und auf deutsches Militär geschlossen, weil sich nicht allzu weit entfernt ja auch das Munitionsdepot befand. Seit diesem Tag hasste und fürchtete ich den „Doppelrumpf“ wie die Pest. Auch die deutschen Soldaten, die vor der Ardennenoffensive unser Dorf bis auf den letzten Scheunenplatz „belegten,“ hatten gehörigen „Schiss“ vor den Lightnings, die unheimlich schnell waren und ihrem Namen – Lightning bedeutet „Blitz“ – alle Ehre machten. Bewaffnet war ein solcher „Blitz“ mit vier 12,7 Millimeter-MGs und einer 20 Millimeter-Kanone. An der Absturzstelle wurde eine kleine Menge MG-Patronen gefunden, der Pilot hatte sich wohl „verschossen.“

Leon V. Croxton

Was ich da in meinem Buch geschrieben hatte, rief Axel Paul auf den Plan: Die AG „Luftkriegsgeschichte“ wollte den Nonnenbacher Lightning-Abschuss aufklären. Die Suche nach der Aufschlagstelle gestaltete sich zunächst schwierig, weil aus dem ehemaligen Waldbereich im Jahr 1997 längst schon Weide- und Ackerland geworden war. Dann aber fand sich am Wegrand ein Metallteil, das die beiden Experten sofort als Kipphebel eines Allison V1710 – Motors identifizierten. Nur einen Steinwurf entfernt entdeckten wir bald danach auf dem frisch bearbeiteten Feld eine Vielzahl weiterer Metallteile, die Aufschlagstelle der P 38 war gefunden.



HEADQUARTERS, 69TH INFANTRY DIVISION
Office of the Division Quartermaster
APO 417 U S Army

15 March 1945.

SUBJECT: Isolated Burials

TO : Commanding Officer, Hq First Platoon, 606th QM Graves Registration Company, APO 230, U S Army

In accordance with Par 6, Sec 1, Cir 22, Hq 1st U S Army, dated 18 February 1945, the following report of an isolated grave is rendered.

Leon V Croxton, O-711958 - buried on the farm of Karl Schlemmer, Nonnenbach (217023), Germany. One (1) identification tag is nailed on the grave marker: the other is buried at the head of the grave.

/s/ HARRY E LEVIA
/t/ HARRY E LEVIA
Major, QMC
Division GRO

Bei der Öffnung des Feldgrabes auf dem Bauernhof von Karl Schlemmer in Nonnenbach wurde Leon V. Croxton an Hand der Erkennungsmarken identifiziert. (Die US-Soldaten trugen in der Regel zwei gleiche „identification tags“ an einer Kette um den Hals). Repro: Johann Vossen

Die AG Luftkrieg erhielt nach monatelanger Korrespondenz mit der US-Militärzentrale Hawaii, detaillierte Unterlagen über das Geschehen in Nonnenbach. Der Pilot der abgestürzten Lockheed P 38 Lightning war der 22-jährige Leutnant („2nd Lt.“) Leon V. Croxton aus Upton in Wyoming. Er war geboren am 22. März 1922 und erst seit dem 08. Februar 1944 im aktiven Kampfeinsatz. Er war seit dem 23. Januar 1945 vermisst („missing in action“), da sein Flugzeug vom Einsatz über dem Kaiserhaus nicht zurückgekehrt war. Ich hatte Leon V. Croxton aus seiner Maschine fallen gesehen ohne zu ahnen, dass da ein Mensch in den Tod fiel, weil sein Fallschirm sich nicht mehr öffnen konnte.

Die Nonnenbacher hatten nach dem Flugzeugabsturz den Piloten geborgen und in einem Feldgrab am Ortsrand beerdigt. Am 01. März 1945 exhumierten die Amerikaner den Toten und brachten ihn auf den Soldatenfriedhof in Margraten (Holland). An Hand der am Feldgrab gefundenen Erkennungsmarken konnte der Tote einwandfrei identifiziert werden, ab dem 01. März 1945 galt Leon V. Croxton nunmehr offiziell als „killed in action“ (gefallen), bis dahin war sein Tod nicht festgestellt und er galt als vermisst (siehe auch den Beitrag „Axel Paul“).

Sonntagsbeschäftigung

Das Kaiserhaus und die nähere Umgebung hatten sich in den letzten Kriegsmonaten zum Schlachtfeld verwandelt und es hat Jahre gedauert, bis wenigstens die ärgsten Kriegsspuren beseitigt waren. Das Munitionsdepot im Wald war von Bomben umgepflügt und regelrecht auf den Kopf gestellt worden, die noch stehenden Baumruinen enthielten beinahe mehr Eisen und Stahl als Holz: Sie waren gespickt mit Splittern aller Art. Ein Teil der Munition war bei den Luftangriffen explodiert, längst aber nicht alles, die gefährlichen Sprengstücke lagen in weitem Umkreis verstreut im Wald herum. Überall warnten entsprechende Schilder vor dem Betreten des Waldbereichs, blieben aber oft unbeachtet: Immer wieder durchstreiften unvernünftige Zeitgenossen das „Schlachtfeld“ auf der Suche nach „Brauchbarem“ und setzten dabei ihr Leben aufs Spiel. Mir ist nicht bekannt, ob sich damals am Kaiserhaus Unfälle durch Kampfmittel ereignet haben.

Zu den unendlich leichtsinnigen Zeitgenossen zählten damals auch wir vier Jugendliche aus Nonnenbach, von denen ich der Jüngste war. Zahllose Male haben wir damals im Sinne des Wortes „mit dem Tod gespielt," mit der Zeit bildeten wir uns in grenzenloser Dummheit ein, mit dem lebensgefährlichen Kriegszeug „fachmännisch" umgehen zu können. Im Dorf nannten die Leute uns „et Sprengkommando," wenn es irgendwo knallte, waren wir garantiert nicht weit davon entfernt. Unsere Eltern wussten um unsere „Spielereien," die sich indessen nach ihrer Ansicht auf relativ „harmlose" Gewehrpatronen bezogen. Dennoch mahnten sie fortwährend und warnten uns, konnten uns aber wohl nicht gut daheim anbinden. Hätten sie auch nur geahnt, mit welchem Spielzeug" wir tatsächlich zu tun hatten, – sie hätten uns doch angebunden. Dass uns in all der Zeit nichts Unheilvolles geschehen ist, mag zum Teil daran gelegen haben, dass bisher das Kriegsmaterial noch relativ neu und nicht verrostet war und die Zündersicherungen noch exakt funktionierten. Weit mehr hat unterdessen wohl mit ziemlicher Sicherheit unser Schutzengel zu unserer Unversehrtheit beigetragen, der ein wahren Sprengmeister gewesen sein muss und sich mit all dem gefährlichen Zeug bestens auskannte.

Der zerschossene Lastwagen stand lange Zeit in einer Einfahrt zum Munitionsdepot Foto: Dechant Hermann Lux

Die Bewohner von Nonnenbach hielten damals sonntags nachmittags im kleinen Brigida-Kapellchen eine kurze Andachtsstunde, wobei eins der größeren Schulmädchen als Vorbeterin agierte. Ab und zu gingen wir Burschen unaufgefordert und freiwillig zu solch einer Betstunde, und das hätte eigentlich unsere Eltern aufmerksam machen müssen. Die Andacht nämlich war unser Treff- und Sammelpunkt, statt zum Beten ins Kapellchen zu gehen, schlichen wir um „Jierde Schüer" und durch den „Siefen" hinter den Gärten in Richtung „Baach" und begaben uns auf einen Streifzug durch die Wälder in der Dorfumgebung. Dort hatten zuvor die deutschen Soldaten kampiert, und da gab es für uns immer wieder Neues zu entdecken. Am Forsthaus Salchenbusch fand ich beispielsweise eine Flasche mit einer wasserhellen Flüssigkeit, knallte sie gegen einen Baum und das „Wasser" ergoss sich über meine Klamotten. Es war Petroleum, tagelang wurde ich den Gestank nicht mehr los.

Zu unserer Sonntagsbeschäftigung zählte eine Zeitlang auch echtes Karabinerschießen in einer Waldschlucht weitab vom Dorf. Den „98 K" hatten wir aus einem zerschossenen Wehrmachtsfahrzeug „organisiert," Munition lag massenweise überall herum. Ich erinnere mich noch an meinen ersten Schuß: Das Gewehr flog im Bogen davon, ich saß am Boden und bejammerte meine halb ausgerenkte Schulter. Irgendwann blieb eine Stahlhülse – für Messing reichte es bei der Wehrmacht längst nicht mehr – im Lauf stecken. Einen Ladestock hatten wir nicht, der 98 K war unbrauchbar geworden. Die Amerikaner hatten eins ihrer handlichen, relativ kurzen Gewehre (Sturmgewehr?) zurückgelassen. Im Schützengraben vor dem Dorf schossen wir, bis die Munition alle war. Beim Aufräumen in unserer Scheune fand ich später eine Schachtel mit 200 Patronen. Das Gewehr lag halb verrostet im Schützengraben. Beim ersten Schuß flog uns das Visier um die Ohren, beim zweiten riss die Laufmündung einen Zentimeter weit auf. Wir banden das Gewehr an einen Stützpfahl und führten eine Schnur

vom Abzugshahn um eine rechtwinklige Grabenecke herum. Nach dem dritten Schuß hingen nur noch ein paar Lauf- und Kolbenfetzen am Draht.

Quer durchs Eichholz

Irgendwann kamen wir auf die Idee, einmal das zerstörte Munitionsdepot am Kaiserhaus zu besichtigen. Es war gut eine Stunde Fußmarsch quer durchs Ripsdorfer Eichholz, über die heute noch existierende „Brandschneise“ hinweg und durch den gräflichen Forst in Richtung Schmidtheim. In Höhe des späteren Kieswerks kamen wir aus dem Wald heraus und hatten dann noch etwa einen halben Kilometer bis ans Kaiserhaus zu marschieren. Zunächst einmal wagten wir uns nicht in das Durcheinander von Erdtrichtern, zerfetzten Bäumen, Geäst und massenhaft Sprengkörpern aller Art hinein. Dann aber wurden wir „mutiger,“ es passierte ja nichts. Munition, Kriegsmaterial, Lebensgefahr, - die Erwachsenen wollten uns mit ihrem Gerede doch nur Angst machen! Es war alles gar nicht so gefährlich! Sehr bald waren wir mitten drin im zerschossenen Depot. Und später waren wir noch etliche Male da, wir waren sogar fest davon überzeugt: Es kann ja gar nichts passieren, man muß nur richtig mit dem Zeug umgehen!

Ein Mahnmal gegen den unsinnigen Krieg: Der von Kugeln durchlöcherte Bus stand lange in der Wiese abseits der Schmidtheimer Straße. Foto: Dechant Hermann Lux

Heute fragt man sich, was eigentlich an unserem „Hobby“ so Reizvolles dran war, das wir unzählige Male mehr oder weniger wissentlich unser Leben aufs Spiel setzten. Es war wohl in erster Linie eben die Gefahr, die uns lockte, das elterliche Verbot, und wohl auch eine tüchtige Portion jugendlich-dummer Selbstüberschätzung: „Wir kennen uns ja mit dem Kriegszeug bestens aus!“ Und dass uns nichts Ernsthaftes passierte, führten wir auch noch als Beweis für unsere Sachkenntnis an! Heute sträuben sich mir noch die Haare beim Gedanken an diverse „fachmännische“ Aktivitäten jener Jugendjahre! Ich wiederhole hier ganz bewusst: All das gefährliche Gerät war noch fabrikneu und nicht korrodiert, die Zündersicherungen waren korrekt eingestellt und intakt. Ob unterdessen nicht die eine oder andere Sicherung bei den Angriffen auf das Depot ramponiert wurde und die Granate bei der nächsten Berührung explodiert wäre? Auf diesen Gedanken kamen wir gar nicht. Unser Sprengmeister-Schutzengel hat wohl dafür gesorgt, dass uns ausschließlich unbeschädigte Zünder in die Hände gerieten.

Sehr rasch fanden wir heraus, dass in der 37 und 88 Millimeter Flakmunition gebündeltes Röhren-Schießpulver steckte. Diese handlichen Bündel ließen sich gut verstauen und transportieren und wurden somit zum Ziel unserer Ausflüge ans Kaiserhaus. Wir schleppten ganze Rucksäcke voll durchs Eichholz heim und bastelten die unmöglichsten Sprengvorrichtungen daraus. Das Material für die Initialzündung gab es am Kaiserhaus in rauhen Mengen. Um an das Röhrenpulver heran zu kommen, mussten wir naturgemäß die

Flakmunition aufbrechen. Die mächtigen Patronen der „Acht-acht“ waren so schwer, dass ich sie kaum bis in Kniehöhe anheben konnte. Die schwarzen Pulverstangen waren damals noch in sehr vielen Eifelhäusern als Ofenanzünder hoch willkommen und begehrt, sie verpufften nicht und brannten relativ träge ab. Es kam aber auch vereinzelt zu Brandfällen, weil die leicht entzündbaren Stangen in Ofennähe gelagert wurden.

Gefährliche Kriegsrelikte: Direkt an der Straße liegen zwei „dicke“ Granaten. Foto: Dechant Hermann Lux

Die Lux – Bilder

Für das Kriegsgeschehen am Kaiserhaus hat sich seinerzeit sogar Dechant Hermann Lux interessiert, der von 1936 bis 1952 Pfarrer bei uns hier in Blankenheimerdorf war. Freilich sammelte der geistliche Herr kein Röhrenpulver im Munitionsdepot. Er sammelte vielmehr Motive für sein umfangreiches Fotoarchiv, das er während und nach der Kriegszeit angelegt hat und das eine wahre Fundgrube für die lokalen Heimatforscher bedeutet. So hat er uns auch mehrere Fotos vom Kaiserhaus hinterlassen, die mich mehr oder weniger zum Verfassen dieses Beitrags angeregt haben. Was der Dechant da auf seinen Fotos abgelichtet hat, das habe ich noch alles anlässlich unserer „Kaiserhaus-Ausflüge“ echt in „Natura“ gesehen.

Wie hier direkt am Straßenrand, so sah es auf dem gesamten Depotgelände aus: Eine einzige Kraterlandschaft, die Trichter teilweise mit Wasser gefüllt. Foto: Dechant Hermann Lux

Es hat Jahre gedauert, bis am Kaiserhaus alle Kriegsspuren beseitigt und das zerstörte Munitionslager komplett von den Kampfmitteln gesäubert war. Zunächst mußte die arg ramponierte Straße wenigstens wieder einigermaßen hergerichtet und der Gefahrenbereich abgesperrt werden. Danach wurden nach und nach die Kriegsrelikte „entsorgt,“ so unter anderem auch der demolierte Bus, den Dechant Lux fotographiert hat. Das Wrack stand lange Zeit abseits der Straße in der Wiese gegenüber dem Wald, als deutliches Mahnmal gegen einen unsinnigen Krieg. Der zerschossene Lastwagen auf einem weiteren Lux-Foto stand am Waldrand in einer Zufahrt zum Depot.

Offensichtlich wagte der Fotograph nicht, den eigentlichen Ort der Zerstörung zu betreten: Dechant Lux hat ausschließlich von der Straße aus Aufnahmen gemacht. Aber auch diese „Randbilder“ lassen den Betrachter zumindest erahnen, wie es im zerbombten „Muni-

Lager“ ausgesehen haben muss. Dort herrschte ein wüstes Durcheinander von zerfetzten Bäumen und Gebüsch, Erdtrichter, zum Teil mit Wasser gefüllt, und das ganze Chaos mit Sprengstoffen aller Art geradezu „durchsetzt,“ bei jedem Schritt trat man auf gefährliche Gegenstände, die hätten explodieren können, dies aber glücklicherweise zumindest bei unserer verbotenen „Arbeit“ nicht taten. Wir turnten über zum Teil deformierte Flak- und Artilleriemunition, Handgranaten, Minen, Panzerfäuste und Sprengladungen, – und nichts geschah uns. Eine Aufnahme von Dechant Lux zeigt zwei Granaten, meiner Schätzung nach könnte es Kaliber 10,5 Zentimeter sein. Sie lagen dicht an der Straße, der Wald lag voll von solchem Unheil.

Noch Jahre danach

Wie schon gesagt: Es dauerte Jahre, bis am Kaiserhaus wieder der Normalzustand eingekehrt war. Ich kann mich erinnern, dass dort wiederholt „geräumt“ wurde, anfangs mehr schlecht als recht und nur oberflächlich: Die sichtbaren Kampfmittel wurden entfernt, und wir Burschen waren gar nicht froh darüber, denn damit versiegte unsere Röhrenpulverquelle. Später wurde auch die in der Erde verborgene Munition geräumt und wir staunten, was da noch für Berge von Sprengzeug zutage kamen.

Wir waren inzwischen von Schlemmershof nach Blankenheimerdorf umgesiedelt. Ich war 15 oder 16 Jahre alt und man hätte annehmen sollen, dass mit zunehmendem Lebensalter auch die Vernunft entsprechend zugenommen hätte. Das Gegenteil war eher der Fall. Mein eigener Vetter Peter Weber aus Wiesbaum war durch eine Gewehrgranate ums Leben gekommen, Auf der Altenburg starb Alex Rohen bei der Beseitigung einer Splitterbombe, Kurt Mehnert, der Sohn des Revierbeamten Rudolf Mehnert, kam bei Forstarbeiten bei Udenbreth durch eine Mine ums Leben, in Nonnenbach wurde eine Kuh durch eine Mine zerfetzt, unser früherer Nachbar Matthias Klinkhammer wurde durch eine Stockmine schwer verletzt, – all diese Schrecklichkeiten konnten uns nicht von unserem lebensgefährlichen „Hobby“ abbringen. Im Gegenteil, wie glaubten inzwischen, im Umgang mit Sprengstoff absolut „fit“ zu sein und befassten uns jetzt auch intensiv mit denjenigen Dingen, von denen wir bisher lieber die Finger gelassen hatten. Das Herausschrauben der Leuchtspur-Einsätze am Boden der „Drei-sieben-Granaten“ war dabei noch der „harmloseste“ Vorgang.

Heute noch, bald 70 Jahre danach, erfasst mich beim Schreiben dieses Beitrags das kalte Entsetzen. Tausendmal hielten wir buchstäblich den Tod in Händen, und tausendmal ist uns nichts geschehen. Meine einzige „Blessur“ in jenen Jahren, das waren zwei unbedeutende winzige Splitterchen einer Sprengkapsel in der Haut an meinem rechten Knie, - absolut bedeutungslos. Freilich, wenn sie mir ins Auge geflogen wären statt ans Bein…!